

Objekttyp: **FrontMatter**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **6 (1922)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins



Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat.

Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küssnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. U. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küssnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Verlagsstelle: Küssnacht (Zürich).

Druck: G. Iseli, Bern.

An unsere Mitglieder.

Der heutigen Nummer liegt der Einzahlungsschein für den Jahresbeitrag bei; dieser beträgt 5 Franken, für Bezüger der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 7 Franken. Wir bitten alle Mitglieder dringend, den Betrag sofort, wenigstens so bald als möglich, einzusenden, da unsere Varmittel erschöpft und große Rechnungen noch unbezahlt sind; auch wird die wohlgemeinte „spätere“ Zahlung leicht vergessen und verursacht dem Rechnungsführer oft besondere Mühe und Unkosten. Ferner bitten wir ebenso dringend um freiwillige Beiträge. Wie aus den Bemerkungen des Rechnungsführers zur letzten Jahresrechnung zu ersehen war, sind wir mit den letztjährigen Einnahmen knapp ausgekommen, und aber mit unsern Zahlungen immer noch im Rückstand. Wir sollten also mindestens soviel an freiwilligen Beiträgen bekommen wie letztes Jahr, womöglich mehr, um einmal aus der Schuldenwirtschaft herauszukommen. Am besten wär's, wenn jedes Mitglied seinen Pflichtbeitrag verdoppeln könnte. Da aber mindestens die Hälfte von uns das einfach nicht kann, sollte die andere Hälfte um so mehr tun, also etwa 10 Fr. geben. Da von diesen aber auch wieder mindestens die Hälfte das nicht kann, sollte die andere Hälfte halt 20 Fr. zahlen, und da auch das lange nicht bei allen gehen wird, sollten notwendig einige, sagen wir ihrer etwa sechs, 50 und etwa drei 100 Fr. geben. Wenn dann also ihrer etwa zwanzig je 20 Fr. einsenden, und ihrer fünfzig je 10, und wer's einigermaßen kann, wenigstens 5 oder 3 oder auch nur einen einzigen Franken, so können wir damit unsere laufenden Ausgaben decken, die aufgelaufenen Schulden zahlen und haben vielleicht noch etwas in der Hand für die Werbung neuer Mitglieder; dann wird's für alle wieder billiger; denn ein Verein von kaum 350 Köpfen, der eine eigene, wenn auch noch so bescheidene Zeitschrift und ein Jahresheft herausgibt, ist eigentlich eine unwirtschaftliche Einrichtung.

Nun geht es ja überhaupt nicht um ein wirtschaftliches Gut, sondern um ein ideales, aber ohne wirtschaftliche Mittel läßt sich auch für seelische Güter nicht erfolgreich kämpfen. Worum geht es?

In der letzten Zeit ist in der Schweizer Presse ein Aufsatz ziemlich viel beachtet worden, den der frühere tschechische Gesandte in Bern, Dr. Cyrill Dusek, im Neujahrsblatt der „Prager Presse“ veröffentlicht hat. Der Verfasser hat in seiner Stellung natürlich Gelegenheit

und als Ausländer vielleicht auch einigermaßen den unbefangenen Blick dafür gehabt, unser schweizerisches Staatsleben zu beobachten, und fragt sich nun, was seine junge Republik daraus lernen könne. Da auch für sie die Sprachenfrage sehr wichtig ist, bespricht er unsere Sprachverhältnisse ziemlich ausführlich und stellt fest, daß das Französische in der deutschen Schweiz mehr gepflegt und verbreitet werde als umgekehrt, „woraus sich eine stetige, ganz zwanglose Romanisierung der Schweiz erkläre“ (nach dem Bericht der „Berner Landeszeitung“), und zwar entwickle sich das als „eine natürliche Erscheinung, ohne überhaupt parteipolitisches Interesse oder Protest zu erregen“. Unsere Blätter haben darauf beschwingend geantwortet, und so rasch und einfach, wie sich der Herr Gesandte das vorstellt, wird sich diese „natürliche Romanisierung“ doch nicht machen, aber ist es ein Zufall oder gar ein wesentlicher Irrtum, wenn er gerade diesen Eindruck bekommen hat? Die Feinde des Deutschtums klagen sonst über die „stetige Germanisierung“; dazu schien ihm offenbar kein Anlaß zu sein — aus Zufall? aus Irrtum? Der Aufsatz zeigt zum mindesten, daß es gut ist, wenn wir auf der Hut sind.

Aber was können wir paar Männer und Frauen ausrichten? — Die Schriftleitung der „Berner Landeszeitung“ hatte jener Stelle über die natürliche Romanisierung, die ohne „Interesse oder Protest“ der Deutschschweizer hingenommen werde, in Klammer beigefügt, das werde doch nicht so rasch gehen; denn eine „kleine, aber sehr aktive Partei“ arbeite an der Bewahrung des deutschen Sprachgebietes; „man hat von ihr erst vor wenigen Monaten wieder gehört, und es sind keine Anzeichen dafür vorhanden, daß sie ihre Tätigkeit einstellen werde“. Möglicherweise hange die Entstehung dieser „national-deutschen Parteigruppierung“ mit diesen Romanisierungserscheinungen zusammen. Eines unserer Mitglieder glaubte, das sei ein Hinweis auf uns und ein Dank dafür, daß wir diesen Sommer Emil Wiedmers deutsch-welschen Hochzeitsstrauß so unsanft zerpflückt haben, und fast hätte unsern Schriftleiter der Größenwahn gepackt (zur Entschuldigung: seinerzeit hatte ja auch Herr Prof. Tappolet in „Wissen und Leben“ und hinter ihm natürlich Herr Dr. Schoop in der „Neuen Schweizer Zeitung“ geglaubt, öffentlich vor uns warnen zu müssen, denn wir seien schuld an verschiedenen Verdeutschungen, die sich im amtlichen und übrigen Verkehr einzuleben scheinen!); die Entstehung unseres Vereins hängt auch in der Tat mit